

**Zeitschrift:** Schweizerische Lehrerinnenzeitung  
**Herausgeber:** Schweizerischer Lehrerinnenverein  
**Band:** 23 (1918-1919)  
**Heft:** 10

**Artikel:** Gottfried Keller als Briefschreiber  
**Autor:** Röthlisberger, Blanca  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-311441>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 06.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

unterhalten“. Der Humor, der ein Teil von Kellers Wesen ist, er durchstrahlt auch seine Dichtungen.

Jetzt haltet das Bild fest, bleibt dem Dichter gut und lernt seine Werke immer besser kennen! Nicht seinen-, sondern unsertwegen feiern wir heute seinen hundertsten Geburtstag. Er kann der Ehre, die man ihm mit den Feiern im Lande herum antut, leicht entraten. Er hat uns nicht nötig, aber wir brauchen ihn. Er soll uns lehren, mit hellen Augen den goldenen Überfluss der Welt in uns hineinzusaugen, mit klarem Verstand das Echte vom Falschen unterscheiden und mit warmem Herzen alles Lebendige zu umfassen. *Helene Stucki.*

## Gottfried Keller als Briefschreiber.

Von allen Kellerbildnissen prägt sich keines so unauslöschlich ein wie die Radierung Karl Stauffers, was zur Folge hat, dass nach dieser allein die äussere Erscheinung des Dichters im Gedächtnis lebendige Gestalt gewinnt und ein dagegen gehaltenes Jugendbildnis Kellers fast wie etwas Unmögliches, ja fast wie ein Scherz auf diese unverrückbar überlieferte Erinnerungsform wirkt. Eine ähnlich einseitige Färbung erfährt Kellers Wesen bei nur unvollständiger Bekanntschaft. Die gleichmässige Geklärtheit seiner Werke schliesst die Vorstellung eines reifen Schöpfers in sich, und durch die umlaufenden Anekdoten wird der verlorene Zug von Jugendlichkeit auch nicht ergänzt. Im Gegenteil! Man denkt an einen alten brummigen Junggesellen, der wegen seiner plötzlichen, ingrimmigen Ausbrüche und Reden seine Umgebung in ängstlicher Spannung erhält und der sein Wesen und seinen Humor nur wenigen Auserwählten aufschliesst und auch diesen meist nur, wenn zungenlösender Wein seine Wirkung geübt hat.

Vertieft man sich in Kellers Briefe, so verschwindet dieses unfreundliche Altersbild und macht den fortlaufenden Eindrücken einer kraftvollen Jugend, allseitig tätiger Mannesjahre und eines nur äusserlich herben, innerlich aber nicht selten wehmütig-milden Alters Platz.

Keller war ein überaus vielseitiger, aber kein regelmässiger Briefschreiber. „Meine Lieblingskunst ist, mich in eine künstliche Vergessenheit zu bringen, um mich nachher darüber zu ärgern.“ Er liess seine Verpflichtungen ohne sittlichen Grund unerfüllt und hatte dann eine wahre Scheu, an die Abtragung des Briefschuldengebirges zu gehen. So erklärt sich mancher Seufzer über das Briefschreiben. Er versagte sich aber auch zuweilen Korrespondenz, wenn er mit der letzten Niederschrift eines Werkes belastet war, einer Arbeit, die er höchst ungern betrieb; denn sie war gewissermassen bloss eine Kopistenarbeit für ihn, da er seine Dichtungen bis in die feinsten Einzelheiten ausgeführt im Kopfe trug. „Seit Neujahr habe ich alles Briefschreiben in Privat- und Freundschaftsachen wieder einmal müssen liegen lassen, nicht weil ich nicht manche müssige Stunden und Tage dazu gefunden hätte, sondern weil gerade das Briefschreiben *con amore* mit dem Schriftstellern zu nah verwandt ist, wenigstens wie ich dieses treibe, und daher ein Allotrion zu sein scheint, wenn die Setzer auf Manuskript lauern.“ Aus dieser strafmässigen Enthaltung geht hervor, dass das Briefschreiben für ihn ein ebenso grosses Vergnügen gewesen sein muss, wie das Empfangen für seine Freunde. Er lebte zuzeiten „mehr in Briefen nach aller Welt als mit den leiblichen Menschen“.

Das erwähnte Verwandtschaftsverhältnis zwischen Dichtung und Korrespondenz ist eng und ursprünglich. Der gleiche Stil, der die Werke auszeichnet, kehrt in den Briefen, allerdings weniger fein geglättet und gefeilt wieder, und manche Bilder und Szenen scheinen nur darauf zu warten, in die Novellen aufgenommen zu werden.

Die Briefe an die Mutter, die an erster Stelle genannt seien, stehen unter der Herrschaft eines unglücklichen Leitmotivs, der Geldnot, und sind deshalb keine Kunstwerke geworden. Sie ehren aber ihren Verfasser aufs höchste, denn sie rücken seine Sohnestreue und Dankbarkeit, seinen unbeugsamen Willen, sein im Innersten begründetes Selbstbewusstsein und seine unbestechliche Aufrichtigkeit ins hellste Licht. Schon die Abfassung eines zuversichtlichen Schreibens muss zuzeiten für Keller eine Tat gewesen sein, und es ist ja bekannt, wie lange er die Mutter von Berlin aus auf Nachrichten warten liess, nur um keine entmutigenden geben zu müssen.

Den ersten, ergreifend schlichten Dankesbrief richtete Keller während der Reise nach München an seine Mutter. „Ich danke Dir, liebe Mutter, nochmals für alles, was Du an mir getan, und bitte Dich, nicht zu denken, dass ich es nicht anerkenne, weil ich eine rauhe Aussenseite habe; ich kann halt keine schönen Worte machen, aber deswegen empfinde ich gewiss alles, was ein rechter Sohn empfinden muss. Ich hoffe nur, Dir einst alles noch vergelten zu können.“ Solche Dankeszeichen kehren immer wieder. „Wenn ich einst mir einige Ehre erwerbe, so habt Ihr den grössten Anteil daran durch Euere stille Geduld.“ Von grosser Liebe zeugt auch der lebhafte Anteil, den Keller an allem und jedem nimmt, was das Leben zu Hause betrifft. Hat er einmal Musse zu Schilderungen und Plaudereien, so tut er es auf die lebendigste, dem Vorstellungskreis der Empfängerinnen angepasste Weise. Er beschreibt ihnen z. B. das Strassburger Münster: „Der Turm ist gerade noch einmal so hoch als der Fraumünsterturm in Zürich; aber da ist kein rotes dummes Dach, sondern bis zu oberst hinauf ist alles steinernes Blumen- und Bildwerk, überall durchbrochen, wie wenn es gehäkelt wäre, so dass allenthalben der Himmel durchscheint. So ist die ganze ungeheure Kirche gebaut, kein Fuss breit ist, der nicht mit ausgehauenen Blumen und Bildern überdeckt wäre.“ Zahlreich sind in spätern Zeiten die Briefstellen über Mutter und Schwester, aus denen die gleiche herzliche Anhänglichkeit Kellers spricht, trotzdem es ihm nicht an der Einsicht fehlte, dass die Schwester „punkto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation“ zu stehen gekommen war.

Naturgemäss hatte Keller viele geschäftliche Schreiben zu erledigen, die infolge ihres flüssigen, persönlichen Stils einen Gedanken an das Geschäftsmässige, Nüchterne ihres Inhalts meist gar nicht aufkommen lassen. Die Auseinandersetzungen mit den Verlegern zeigen den Dichter von einer niemals engen, aber durchaus daseinstüchtigen Seite, nicht minder der schlaue Ausweg, auf seiner Langsamkeit im Abliefern der Manuskripte beruhende Spannungen mit dem verzweifelnden Verleger Duncker durch höchst anmutige und geistprühende Briefe an dessen Gemahlin zu beseitigen. Mit grosser Gewandtheit und Sicherheit bei voller Wahrung seiner ehrlichen Eigenart stellt sich Keller literarisch wichtigen Persönlichkeiten vor; mit erfrischender Freimütigkeit schreibt er an die Regierung und verfasst prachtvolle Dankschreiben an Behörden und Vereine, die ihm durch irgend eine grosse Ehrung ihre Hochachtung auszudrücken suchen.



Ausser mit Frau Duncker trat Keller in einen lebhaften Briefverkehr mit Ludmilla Assing, der Nichte Varnhagens von Ense, in dessen berühmtem literarischem Salon er sich zuweilen einfand. Das geistreiche Fräulein bekam sehr gemischte Briefe; neben ehrlicher Anerkennung der literarischen Verdienste ihres Oheims und ihrer selbst, die sich in Biographien zum Frauenanwalt emporwarf (Elise von Ahlefeldt, Sophie La Roche), steht klug bemessenes Lob und wiederum ein Beifall, der in überlegene Ironie umschlägt, je nachdem das Feingefühl der Empfängerin entwickelt ist. „Ein anmutiges Schauspiel gewährt unsereinem abermals die tapfere, furchtlose und elegante Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt. Schon haben Sie Immermann hingestreckt auf den grünen Rasen mit Ihrem glänzenden Schwerte, und ha! da liegt nun auch Wieland, der grimmige Versehrer edler Frauenherzen . . . . Im Ernste gesprochen, war Wieland in seiner Jugend ein höchst schnurriges, von wahren und gemachten Gefühlen aufgepustetes Bürschchen, und es stände den holden Frauen jederzeit besser an, solche Gesellen ihrer Wege gehen zu lassen, statt sie immer wieder an sich heranzuködern. Während die gleichen „verratenen Dichterfreundinnen“ niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten „abzuschliessen“, und dergleichen im Notfall auch mehrmals wiederholen, werden die Dichterlinge dafür bescholten, dass sie nicht allein der Narr im Spiele sein und den ewigen Petrarca oder Werther vorstellen wollen.“ Oder wie sollte Ludmilla z. B. folgende Stelle deuten? „Da Sie jetzt so formidabel mit der Erbschaft Ihres Onkels betätigt sind, so fürchte ich, wir werden auf einen ferneren Frauenangriff gegen die Dichter noch einige Zeit harren müssen; bin aber begierig, welchen Sie sich zu Ihrem nächsten Opfer auserlesen! Der Hauptschacht, das Herz Goethes, für solche Streifzüge, ist Ihrem rächenden Schwerte wegen der Traditionen Ihres Hauses glücklicherweise verschlossen, sonst würden Sie da eine schöne Verheerung anrichten!“ Eine von Ludmilla aus der genannten Erbschaft veröffentlichte Briefsammlung bezeichnet Keller Emil Kuh gegenüber vielsagend als „aus dem bekannten Nachlasstorfmoor“ stammend.

Die verdiente kleine Dosis Boshaftigkeit, die sich im leichten Spott und auch im leichten literarischen Klatsch der Briefe an Ludmilla verrät, wandelt sich in heitersten Humor, der gerne neckt, aber auch die eigene „kleine struppige Personnage“ aufs Korn nimmt, in den Briefen an die vier Marien (Marie von Frisch, Marie Eller, Maria Knopf und Marie Melos). Ich besitze jetzo vier geehrte Korrespondentinnen, die alle Marie heissen, und kann also das Grab Christi nun doppelt garnieren. Eine in Wien, die andere in München, eine in Frankfurt und eine in Köln. Um alle vier im Schach zu halten, habe ich eine Romanheldin, die soeben angefangen hat, im Druck eine artige Rolle zu spielen, Marie getauft, und werde sie als das Vorbild derjenigen Korrespondentin erklären, die mir am angenehmstem im Barte kratzt. Natürlich nur figürlich!“ Marie Melos hatte vor den andern Marien den gleichen Geburtstag mit Keller voraus; aber noch herzlicher als mit ihr und voll übermütiger Einfälle verkehrte der Dichter doch mit Marie von Frisch aus Wien. Er zeigt ihr gegenüber alle Vorzüge eines witzigen Plauderers und wahrt in stets wechselnden Scherzen die Maske eines gefährlichen Trinkbruders; z. B. wünscht er, ein Söhnlein der Freundin möge „ein besonderer Saufaus“ werden, und der Mund eines anderen möge sich zu einem „angenehmen und gustosen Trinkmaul weiten“ usw. Er überhäuft sie auch mit fingierten Geschenken. „Ihre beinah geschenkte

singende Flasche hat mich sehr gefreut. Das ist eine allerliebste Art zu schenken und unterhält die Freundschaft. Ich will's auch gleich erwidern und ich schenk' Ihnen in gleicher Weise: a) Ein Paar hundertjährige Ohrenringe meiner Grossmutter, die ich auf meinem Schreibtisch liegen habe und mit denen ich beim Novellenschreiben spiele, damit die Finger gelenk werden nach dem Aktenschreiben; sehr zierlich. b) 1 Quart von meiner zu erwartenden ewigen Seligkeit, das um so grösser sein wird, je mehr Seelenmessen Sie für mich lesen lassen. c) 30 Photographien der Rottmannschen Landschaften in den Arkaden zu München, die ich neulich gekauft; kosten 120 Franks. d) Eine grosse Rembrandtsche Radierung, der Tod Marias, gilt auf Auktionen über 100 Gulden, habe vor 30 Jahren geschenkt bekommen. e) Ein Exemplar des Trauerspieles „Savonarola“ von Gottfried Keller, auf Pergament gedruckt, aus seiner, des Verfassers, eigener Haut. Das können Sie natürlich erst nach meinem Tode bekommen. Doch will ich für heute innehalten, damit mir ein anderes Mal noch was zu schenken bleibt.“

Weit grösser als die Schar der Frauen war der Kreis der Männer, mit denen Keller im Briefwechsel stand, und er traf immer zur rechten Zeit auf den rechten Mann, mit dem er besonders wichtige Fragen besprechen konnte. So sind die Briefe an die zahlreichen Freunde für ihn besonders charakteristisch, mehr als es die „im Danaidenzustand“ an die Mutter geschriebenen sein konnten.

Die Blätter an die Jugendfreunde füllt der Jüngling ohne alle Zurückhaltung mit Bekenntnissen, die in der Art seiner Tagebücher nach Erkenntnis und eigenen Lebensansichten suchen. Daneben aber frönt er unvermittelt einem eigentlichen Kraftstil, so dass daraus eine seltsame Mischung von hohem Gedankenflug und ernüchternder Derbheit erwächst. An seinem 20. Geburtstag erlebt er ein Gewitter auf dem Ütliberg: „Rings um mich her breitete sich die weite Ferne aus, vom Gewitter verdunkelt, und nun denke Dir den göttlichen Anblick, wenn der rote Blitz auf einmal die ganze finstere Landschaft erleuchtete, so dass man einen Augenblick lang tief in die glühenden Schneeberge und Gletscher hinein sah und nördlich durchs ganze Limmattal hinunter und ins Rheintal hinüber alle die Kirchlein und Dörflein glänzend im rötlichen Lichte, bis wieder plötzliche Finsternis alles bedeckte; und dann im Vordergrund die krachenden Eichen und Fichten und die schwarzen Nagelfluhmassen, unter denen ich sass. Ich sage Dir, es war ein himmlischer Anblick; und ich hätte mir diese Stunde um 100 Mass Bier nicht abkaufen lassen. Das Gewitter ging vorüber; die Sonne stach blutrot noch einmal durch Wolken hervor und sank dann hinunter, und ich humpelte ebenfalls wieder zufrieden und glücklicher, als ich gehofft hatte, den Berg hinunter. So habe ich diesen Tag gefeiert und mache Dir die Beschreibung davon, auf die Gefahr hin, dass Du mich als ein Kamel auslachst. Lebe wohl und sei solid!“

Kraftausdrücke braucht Keller zeitlebens, aber später mit mehr Geschmack. Sie prasseln nicht wie ein Hagelschlag auf Stimmungsgärten nieder, die er soeben liebevoll angelegt hat. Sie stehen nur wie besonders streitbare Glieder in ohnehin bewegten Satzgefügen und zeugen von der Kraftnatur ihres Verfassers. Der junge Keller schreibt ungeschminkt grob: „Ich habe einmal meine Bahn angetreten und werde sie auch vollenden, und müsste ich Katzen fressen in München.“ Der Gereifere hält sich bei allem Gepolter auf der Grenze eines drastischen Humors, so wenn er z. B. Auerbachs Andreas Hofer-Drama kritisiert. „Auerbachs ‚Hofer‘ habe ich auf der Reise gekauft und gelesen. Wenn ein politischer



Kretin eine dramatische Gestalt ist, so ist es dieser Hofer auf jeden Fall. Missverstehen Sie mich nicht. Höchst dramatisch und tragisch *muss* der Konflikt sein zwischen dem sich opfernden betrogenen Volkshelden und der falschen elenden Dynastie, und auch gewiss bedeutungsvoll und zeitgemäss; in dieser Hinsicht ist Auerbachs Intention durchaus zu anerkennen und zu loben. Nur müsste der Held auch etwas sagen, etwas handeln, kurz uns ein wenig unterhalten. Ein Mensch aber, welcher nie das Maul auftut, als nur dann und wann zu sagen: „Mein Koaser“! und dann wieder still ist und sich zuletzt erschiessen lässt, der ist in meinen Augen kein tauglicher Mitspieler in einer Haupt- und Staatsaktion.“

Wird die Derbheit von Keller bis ins Alter mitgenommen, so hat er sich von den gefühlsmässigen Betrachtungen gründlich freigemacht und auch die rhetorische Sprache bald auf immer verabschiedet. Geistige Wandlungen und Lebensansichten reiferer Jahre erfahren eine klare und in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit doppelt ergreifende Darlegung. Nachdem er in Heidelberg den Glauben an die Unsterblichkeit aufgegeben hat, schreibt er: „Die Unsterblichkeit geht in den Kauf. So schön und empfindungsreich der Gedanke ist — kehre die Hand auf die rechte Weise um, und das Gegenteil ist ebenso ergreifend und tief. Wenigstens für mich waren es sehr feierliche und nachdenkliche Stunden, als ich anfang, mich an den Gedanken des wahrhaften Todes zu gewöhnen. Ich kann Dich versichern, dass man sich zusammennimmt und nicht eben ein schlechterer Mensch wird.“ — Er überblickt nochmals den entscheidenden Heidelberger Aufenthalt: „Ich habe hier ein seltsames Jahr erlebt. Ich kann eben nicht sagen, dass ich sehr gelehrt worden bin; aber das wenige, was ich gelernt habe, hat so gut in die äusseren Erfahrungen eingegriffen, so viel Inneres mir aufgeschlossen, ich habe mein Selbst, welches in allerlei kleinen Passionen und Dingen von eitlem Geschmack anfangen wollte zu verschwimmen, herausgerettet und sozusagen neu entdeckt und hergestellt, während ich doch meiner Natur nach der Alte geblieben bin, ich habe endlich meine sonderbare Jugend (ich bin diesen Sommer dreissig Jahr alt geworden) so rund abgeschlossen — dass ich dies Jahr nicht zu meinen schlechtesten zähle.“

Es ist erstaunlich, welche Stofffülle die Briefe des Mannes von da an enthalten. Von Bildungslücken eines Autodidakten ist nichts zu spüren. Im Gegenteil vertieft sich Keller mit Schriftstellern und Gelehrten in einen Gedankenaustausch, der von gründlichen Studien und Kenntnissen Zeugnis ablegt. Der Literaturhistoriker Hermann Hettner war sein Gewährsmann für alle dramatischen Fragen, und die Briefe des Dichters an den Fachgelehrten muten zuweilen wie eine neue Folge der Hamburgischen Dramaturgie an. Sie waren denn auch Hettner so wertvoll, dass er sie zu grossen Teilen in sein Buch über das moderne Drama aufgenommen hat.

Friedrich Theodor Vischer, Julius Rodenberg und Prof. Emil Kuh wurden im Briefwechsel Zeugen mit oftmals beratender Stimme für die Novellenpläne und die Umarbeitung des Grünen Heinrich. Kellers zahlreiche, zum Teil auch an Theodor Storm gerichtete Ausführungen über diesen Lebensroman sind wahre Muster der Analyse, und ihre Frische lässt erkennen, dass sie ohne lange Gedankenquälereien entstanden sind. Dies betrachtet, ist an diesen Briefen die Klarheit des Inhalts und die Feinheit der Sprache gleichermassen bewundernswert. Auf der andern Seite mangelt ihnen das Salz des Humors keineswegs. Die Umarbeitung des Grünen Heinrich fällt in Kellers späte Mannesjahre, eine Zeit,

in der er sichtlich gesprächiger zu werden beginnt, und so klagt er bald diesem, bald jenem Freund sein Leid über die unerquickliche Arbeit an dem „alten Marterroman“, der „Bestie“, dem „alten lecken Fass“, dem „denkwürdigen Werk, das bei der Wäsche um einen Band eingehen werde wie eine gestrickte Unterjacke“. Nicht besser ergeht es der endgültigen Sammlung seiner „Geduchte“, dem „mediokren Sammeltrog“ oder „metrischen Heuschober“.

Noch weit öfter als an die hier nur in einigen Hauptvertretern genannten Gelehrten und Schriftsteller richtet Keller ein vertrauliches Wort an seine Dichterfreunde, an Auerbach und Freiligrath, dann aber vor allem an Paul Heyse und Theodor Storm. Mit den beiden Novellenmeistern setzt er sich in seiner klaren, durchsichtigen Art über die Gattungen des Romans und der Novelle auseinander, die so gerne von Dichtern und Kritikern in einen Wettbewerb verstrickt werden, als ob sie notwendig gegeneinander ausgespielt werden müssten. Die drei Freunde sind sich über das Müssige dieser Rangordnung einig und schwenken bald auf das Gebiet ihres eigenen Schaffens ab, wo sie sich unendlich mehr zu sagen haben. „Es ist mir übrigens,“ schreibt Keller an Storm, „wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem älteren Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten.“

Keller ist in seinem literarischen Urteil über die Werke seiner beiden Freunde massvoll, aber immer aufrichtig. Er schweigt lieber, wo er nicht mitgehen kann und fühlt, dass ein absprechendes Wort dem Freunde weh tun müsste. Wo er rühmen kann, tut er es aus neidlosem, frohem Herzen und meist in eigenartigen Bildern. Er schreibt an Storm über die Novelle Grieshuus: „Ich danke Ihnen für diesen schlanken Hirsch, den Sie mit ungeschwächter Kraft in Ihren alten Heidegründen gejagt haben;“ oder er beglücktwünscht Heyse zu den Troubadour-Novellen! „Nach wie vor endlich ist Deine Kraft zu bewundern, mit der Du in so kurzer Zeit eine solche Zahl homogener und doch unter sich verschiedener Kompositionen frei und entschlossen gebildet hast. Sie erinnern an eine Reihe schöner Spitzbogen, von denen jeder ein neues Masswerk zeigt.“

Keller wurzelt nicht nur während der Heidelberger- und Berlinerzeit, sondern auch während der stillen Zürcher Jahre tief im literarischen Leben. Er setzt sich über seine dichtenden Zeitgenossen auseinander, und das nicht immer ohne Schärfe. Wo er die leiseste Unaufrichtigkeit oder Aufgeblasenheit wittert, ist ein Dichter als Mensch für ihn erledigt, auch wenn er ihn als Künstler weitergelden lässt. Wo ihm Fernstehende ihre Werke zusenden, um mit ihm in dauernde Verbindung zu treten oder um seinen Richterspruch über ihr Talent zu erbitten, prüft er gewissenhaft und antwortet unumwunden. „Ihrem Wunsche nach Beurteilung der beiden übersandten Gedichte kann ich nur entsprechen, so gut ich es verstehe und meine, wobei ich im voraus bemerken muss, dass ich nicht sowohl auf Strenge ausgehe, als es nicht über mich bringe, der Jugend gegenüber nicht aufrichtig zu sein. Ich habe es an meinem eigenen Leben erfahren, wie schädlich und unrecht es ist, wenn die alten Leute die jungen aus Bequemlichkeit oder Gedankenlosigkeit fahrlässig behandeln. — Die zwei Stücke, der „Erntekranz“ und die „Hirtenflöte“, halte ich für gute Gedichte, die in Stimmung und Ausdruck wohl gelungen sind. Dieselben könnten in jeder guten Gedichtsammlung der österreichischen oder schwäbischen Dichterschulen der 30er und 40er Jahre stehen, ja sogar noch das Zeitalter Vossens oder des Göttinger Hain-



bundes zieren. Denn schon Grün, Lenau, Uhland und Kerner würden in Ton und Takt der dichterischen Weise moderner und eigenartiger gewesen sein. Hierin scheint mir nun im vorliegenden Falle die Schranke zu liegen. Es ist eine alte paradoxe Geschichte, die nicht recht zu definieren ist und doch bei jedem neuen Dichter wiederkehrt: die Frage der Ursprünglichkeit und Neuheit.“ Noch schärfer zwingt ihn ein aufdringlicher Kunstjünger zu reden: „Die erste Anforderung, die man an einen jungen Menschen stellt, der sich mit Literatur und Dichtung befassen will, ist, dass er grammatikalisch richtig schreiben kann und sodann einen einfachen Brief klar, unzweideutig und in den richtigen sprachlichen Ausdrücken abzufassen verstehe. Dies ist nun bei Ihnen nicht der Fall. Sie bezeichnen die Dinge und Verhältnisse nicht mit denjenigen angemessenen Ausdrücken, die man nach dreijährigem Sekundarunterricht erwarten kann.“ Kellers ungeschminkte Wahrheiten machen auch nicht vor Damen halt, und er kam damit bei Mathilde Wesendonck, die ihm ein Drama Edith im Manuskript zugesandt hatte, sehr übel an, was ihn nicht weiter anfocht. Er schreibt: „Sie verteidigen Ihre Festung sehr tapfer, und ich habe geschwankt, ob ich Ihnen noch mehr Gelegenheit zur Übung Ihrer unerschrockenen Damenlogik geben soll. Es ist aber jetzt sonst genug Krieg und Unheil in der Welt, so dass wir unsere kleine Bataille wohl schliessen dürfen. Daher will ich auf dem Rückzuge zu meiner Deckung nur noch ein paar Verwechslungen beleuchten, die Sie sich in der Hitze des Gefechtes erlaubt haben. — Nur eines will ich zum Schluss noch auftrumpfen: es gilt unter den rechten Schriftstellern, Künstlern usw. nicht für Beleidigung, wenn das verlangte konfidentielle (nicht gedruckte) Urteil da oder dort nicht zustimmend ausfällt oder wenn sogar diese oder jene schwächere Stelle mit wohlgemeinter Ironie hervorgehoben wird, um deren Vermeidung zu veranlassen. Wenn Sie die moderne Schmerzarie des Taillefer stehen lassen (die mit den vielen „Wenns“), so werden Sie sicher das Gegenteil von dem bewirken, was Sie beabsichtigten. — Endlich gilt es sonst nirgends für Schimpf und Beleidigung, wenn jemand eingesteht oder erraten lässt, dass er in einem schönggeistigen Werke irgend einer Art nicht diejenige höhere Begabung habe finden können, welche dazu erforderlich ist. — Allerendlichst aber ist Irren menschlich und kann auch ich mich irren. Halten Sie daher meine Bemerkungen für unrichtig, dann stecken Sie dieselben einfach in den Papierkorb, wohin sie ohnehin gehören, und halten Sie sich an leichtblütigere und „frohmütigere“ Bursche, wie die Zürcher sagen. — Nun punktum!“

Vollends unerbittlich spricht sich Keller über Dichterlinge und Literatur aus, die Beiträge für Anthologien zusammenbetteln, damit ihre eigenen eingeschmuggelten Gedichte in berühmter Nachbarschaft wie ebenbürtig auftreten können, oder die sich gar Plagiate zu Schulden kommen lassen. Treffend drückt er dies aus: „Sie schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke, die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen.“ Über die literarische Ausbeutung eines Kunstwerkes, wie z. B. die Umwandlung von Gotthelfs Elsi in Mosenthals Sonnenhof, ein Schundstück, gerät Keller in helle Empörung. „Was in der Gotthelfschen Erzählung, die Sie kennen, gut und dramatisch verwendbar war, hat er mit ausserordentlicher Kunst verhunzt und ins Gegenteil verkehrt, ebenso sehr aus angeborener Gemeinheit als aus österreichischer Dummheit. Ein förmliches Armutszeugnis stellte er sich dadurch aus, dass das ganze Stück im Dialekt geschrieben ist. Wer einen Volksstoff nicht in die Schriftsprache übersetzen kann, sondern den Charakter in „no schau's, i hob sie liab ghobt“ usw. suchen



muss, der weiss überhaupt nicht, was ein Drama ist und sein soll, oder kann wenigstens keines machen. Das Traurigste ist indessen, dass ein Berliner Hoftheater auf diesen Zopf anbeisst; Dekorateur, Maschinist und Schauspieler wetteiferten, den Mosenthal noch zu übermosenthalen, und das Publikum läuft nun schon zum zwanzigsten Male hinein.“

Kellers Briefe tragen von der Anrede bis zur Unterschrift ein originelles Gepräge. Der Briefeingang lässt sogleich auf die Stimmung des ganzen Briefes schliessen, und wie kann Keller aus dem Vollen seiner Einfälle schöpfen, kaum dass er die Feder angesetzt hat! „Das Freßsäcklein hat unter bitterem Tränenvergiessen über die arge Verkenntung seines transcendentalen Wesens das Fresskörbchen ausgefressen, umgekehrt und ausgeklopft und auch die kleinen Giftphölchen ausgeschleckt, die Finger abgeleckt und aufs neue weinend betrachtet, als sie endlich leer waren. Nun habe ich endlich die moralische Kraft zur Ausübung der Dankspflicht gesammelt und komme, sie zu erfüllen.“ Der Jurist Adolf Exner bekommt folgenden Dank für ein Geschenk: „Ich habe nun Ihre ‚Kritik des Pfandbegriffes‘ durchgelesen und komme, Ihnen meinen pflichtschuldigen und eifrigen Dank abzustatten für die freundliche Zusendung. Auf's neue hab' ich die Weisheit Gottes bewundert, der alles so schön und mannigfaltig geschaffen und die verschiedensten Dinge in die Welt gesetzt hat, an denen sich die guten Gaben der Menschen, Scharfsinn, Fleiss, logisches Ingenium usw. erproben können. Über die wissenschaftliche Seite ihres Werkes will ich mich an anderer Stelle aussprechen, in einer gelehrten Abhandlung der Rezension. Dazu bin ich folgendermassen gekommen: Als ich mich eines Abends nicht von dem Buche trennen konnte, nahm ich es mit ins Wirtshaus und las dort fort mit solcher Begeisterung, dass ich unversehens eine ungeheure Zeche und zu wenig Geld hatte; da verpfändete ich dem Wirt Ihren ‚Pfandbegriff‘ und das Honorar eines Aufsatzes, den ich darüber zu schreiben versprach. Weil er aber zu der Grösse dieses Honorars kein rechtes Vertrauen besass, der Barbar, so musste ich eventuell noch den Ertrag der ersten, dritten, fünften usw., Auflage des zu veranstaltenden Separatabdruckes verschreiben, während die zweite, vierte, sechste usw., Auflage mir, resp. meinen Erben zu gut kommen sollen, zu billiger Alimentation.“ Die köstliche Einleitung steht in einem Brief an Lydia Escher: „Mit Betrübnis erfahre ich, dass Sie schon wieder unwohl sind, und ich muss einen kleinen Schreibtränenschirm meiner Erfindung vorhalten, um diese Zeilen schreiben zu können, ohne das Papier mit den Zeichen meines Kammers zu benetzen. Es ist ein sehr zierliches Schirmlein von durchsichtigem Papier, welches man aufspannen und am Nasenzipfel befestigen kann.“

Wem fallen nicht bei einer solchen Stelle die Leute von Seldwyla ein, etwa die Ausrüstung des John Kabys oder die Schätze der Züs Bünzlin? Derartige „Schnurrpfeifereien“ stellen sich in den Briefen zu Dutzenden ein, wobei Kellers Gabe, jede Situation sogleich als fest umrissenes Bildchen zu sehen, wahre Kabinettstücke hervorbringt. Was hier als Beispiel folgt, könnte füglich aus den Glanzzeiten von Seldwyla stammen. „Es ist sehr kalt heute, das Gärtchen vor dem Fenster schlottert vor Kühle, siebenhundertundzweiundsechzig Rosenknospen kriechen beinahe in die Zweige zurück. Der Hausbesitzer, ein ältlicher Professor der Philologie, hat sich neulich plötzlich noch eine Braut angeschafft und baut sich nun dicht vor meinem Fenster eine kleine Schattenlaube, worin der unverschämte Hund wahrscheinlich, mir vor der Nase, seine Flitterwochen vergirren will! Er hat einen alten lahmen Zimmermann angestellt, der schon die

ganze Woche an dem verfänglichen Werke herumbäscht und hämmert, heut ein Brettchen und morgen ein Brettchen; ein schlau aussehender Klempner sucht aus einer alten Badewanne von Blech ein Dach zuzuschneiden, welches so viel Wonne bedecken soll; ein Tüncher steht ungeduldig bereit mit eingetauchtem Pinsel, ein halb toller Gärtnergreis kommt alle Stunden und zankt, dass er seine Sträucher und Schlingpflanzen noch nicht hinsetzen könne, kurz es ist eine Aufregung und ein Treiben, als ob die Gärten der Semiramis gebaut werden sollten. Und der beglückte Bauherr steht hinten und vorn dabei und daneben und drum herum und misst mit dem Zollstock und klettert auf das Dach, und nur die Braut tut verschämt und lässt sich nicht sehen auf der famosen Baustelle.“

Der Humor erschöpft sich jedoch nicht in Formen, die von den Briefen zu den Werken luftige und lustige Brücken schlagen. Er schildert weiter in treffsicheren Wendungen, Anekdoten, Neckereien, Wortspielen, Wortverdrehungen und Neuschöpfungen. Keller errichtet schreckliche Kanzlistenwortgefüge, wie: Dortwesenheit, Einaugezudrückung, verunentschlossern; oder er bildet durch Einfügen oder Umstellen von Buchstaben und Wortteilen lächerliche Formen, wie: pechiös, Kummerarius, Flattusen, überrascheln, Prunz von Preissen, Kaliban, Lorbhohnen, Geduchte, Zilla und Karibsis, Flöhnix; oder er erfindet eine eigene literarische Schlagwortsprache, wie: Nachlasstorfmoor, Nachlassmarder, Traktätchendramaturgie, Literaturneger, Tabakskauersprache, neue Schmierage (Orthographie) usw.

Es wäre jedoch eine Einseitigkeit, Kellers Briefe nur als Fundgrube des Humors oder als eine wertvolle Sammlung literarischer Urteile einzuschätzen. Es ruht ausserdem eine Fülle von Menschenkenntnis und von tiefen Gedanken, die oft Sentenzenprägung erfahren, darin. „Was lebendig ist, ist immer zeitgemäss,“ lautet einer der vielen knapp geprägten Ausdrücke, und diesen könnte man als Motto über die Briefsammlung setzen. Den letzten, vollendenden Pinselstrichen an einem Gemälde vergleichbar, fügt Keller der Summe seiner brieflichen Bekenntnisse noch Züge direkter Selbstcharakteristik bei, die einem, da sie an vertraulicher Stelle stehen, als unverdiente Geschenke zuteil werden.

Es konnte hier lange nicht von allen Personen die Rede sein, die Kellers Mitteilbarkeit angeregt haben. Auch Luise Rieter und Johanna Kapp sind übergangen worden. Es ist schon genug, dass die Briefe an die beiden Frauen gedruckt zugänglich sind; darüber zu schreiben wird jedermann unzulässig finden, der von ihnen im tiefsten ergriffen worden ist.

In den Raum dieses Aufsatzes ist nicht der zehnte, ja kaum der zwanzigste Teil dessen eingegangen, was man beim Durchlesen der Briefe hervorheben, besprechen und am liebsten gleich wörtlich wiedergeben möchte. Was ist da zu tun? Nichts, als der Einzelbriefwechsel und der Sammelbände habhaft zu werden, um sich selber den unschätzbaren Genuss zu verschaffen, auf den hier im besten Fall nur vorbereitet werden konnte.<sup>1</sup>

Dr. Blanca Röthlisberger, Bern.

---

<sup>1</sup> Alle Zitate stammen aus: Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, herausgegeben von Emil Ermatinger, Band 2 und 3; Briefwechsel zwischen Keller und Storm, herausgegeben von Albert Köster; Briefwechsel zwischen Keller und Heyse, herausgegeben von Max Kalbeck.